Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 23

Artikel: Eine Berliner Erinnerung
Autor: Reinhart, Josef
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672444

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wo man durch Selbstbedienung Getränke aller Art bekommen konnte. Ich erzählte ihm von meinen Beobachtungen, meiner Phantasie, meinen Kombinationen und meiner Verfolgung. Brunner lachte ständig über alles, was ich sagte. Und dann erzählte er.

Schachspielen war seine einzige Leidenschaft. In diesem abgelegenen «Schachcafé» spielte er seit vielen Jahren. Manche seiner Partner waren Kaufleute, die nicht in dieser Stadt wohnten, sondern sich in ihr nur zeitweise geschäftlich aufhielten. Da dieser Aufenthalt stets mit Zeitknappheit verbunden war, mussten die Partien zu den verschiedensten Tageszeiten durchgeführt werden — und dies war der Grund, warum Brunner seinen Kiosk plötzlich schloss. Dies war «sein Geheimnis!»

«Aber Herr Brunner», rief ich erregt nach dieser Erklärung, «das ist ja gewiss sehr schön, das Schachspielen, schärft auch den Verstand, aber sehen Sie denn nicht ein, dass Sie sich durch Ihr Verhalten ruinieren? Schliesslich leben Sie ja nicht vom Schachspielen, da Sie nur ein Amateur sind, sondern vom Verkauf von Zigaretten und Zeitungen und da können Sie doch nicht willkürlich Ihren Laden öffnen und schliessen, nur um zu einer Schachpartie zurechtzukommen! Sie vertreiben sich damit viele Kunden. Oder schaffen Sie sich doch wenigstens eine Vertretung an, wenn Sie unbedingt spielen gehen müssen!»

Brunner schob mir ein Glas Rotwein zu, klopfte mir auf die Hand und sagte mit mildem Lächeln: «Gut, mein Freund, gut gemeint! Aber ich ruiniere mich schon seit vielen Jahren und fühle mich wohl dabei. Ich trachte nicht nach Reichtümern, mir genügt es, zu existieren. Ob ich etwas mehr oder weniger verkaufe, ob dieser oder jener Kunde nicht mehr wiederkommt, weil er einmal nicht bedient wurde — wissen Sie, junger Freund, es ist mir nicht wichtig! Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, möchte ich leben, wie ich will. Aber vielleicht befolge ich Ihren Rat und suche mir eine Vertretung!»

Eines Kioskbesitzers einzige Leidenschaft ist das Spiel der Könige. Es gibt viele andere und unheilvollere Leidenschaften; es gibt gemeingefährlich Besessene. Menschen aber, die nicht nach Reichtümer trachten, denen es genügt «zu existieren», sind selten; einer dieser seltenen Menschen ist der heiter alternde, immer höfliche Kioskbesitzer Brunner, der von mir aus seinen Laden öffnen und schliessen kann, wann es ihm passt, ohne dass er mich als Kunden verliert.

Josef Reinhart

EINE BERLINER ERINNERUNG

Ich steuerte schon dem Schwabenalter entgegen, als mir jemand, oder vielleicht ich selber, den Floh hinters Ohr setzte, ich könnte durch einen Aufenthalt in der Weltstadt die Kunst erlernen, meine enge Poetenbutik in einen Grossbetrieb umzuwandeln. Warum nicht? Also steckte ich meinen Schulmeisterbakel für ein halbes Jahr in den Schrank, gab meine Frau und die Kinder in die Obhut der Grosseltern und fuhr an einem Oktobertag dem grossen Erlebnis entgegen.

Auf der langen Fahrt hatte ich Gelegenheit, mir alle Ratschläge der Freunde und Verwandten noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Da war auch einer, der lautete folgendermassen: «Aufpassen, mein Lieber! Die Grossstadt ist euch leichtgläubigen Poeten gefährlich. Die Weibsame! Ihr Lächeln ist nicht immer lauter Liebe!» Ich nahm mir vor, ja auf der Hut zu sein.

Es war ein netter Zufall, dass eben zu selber Zeit mein junger Vetter und ehemaliger Schüler Arthur in Berlin als Vertreter einer schweizerischen Weltfirma tätig war. Er hatte in vorsorglicher Weise vor meiner Ankunft für mich ein Zimmer ausgekundschaftet. Die Vermieterin, eine alleinlebende Witfrau, empfing mich mit besonderer Aufmerksamkeit; dass sie das Glück habe, einem Dichter aus der Schweiz das Zimmer anzubieten, sei ihr die grösste Ehre. Diese, für meine sonst gerühmte Bescheidenheit ungewohnte Begrüssung, bedeutete den Anfang des Misstrauens. Wie hatte man mir daheim gesagt: «Hüte dich vor allen süssen Worten!»

Wirklich, ihr Lächeln und ihre Blicke passten nicht recht zu dem roten Kopftuch, das sie hoch über der Stirn aufgebaut hatte. Und sie bot denn auch alles auf, mich von den Annehmlichkeiten des Zimmers zu überzeugen. Besonders das «Herrenbett» war der Gegenstand ihrer Lobpreisungen. Und der Herr Baron aus der Schweiz kam immer wieder mit seinem Namen als einstiger vornehm-

ster Mieter an die Reihe: Und jeden Morgen ging sein Mund über in den Erinnerungen an die Herrlichkeit der Nachtruhe in diesem Bette. Der Herr Baron aus der Schweiz. Was war das? Lauter Erfindung.

Als ich mit meinem Freunde allein in meinem Zimmer war, verhehlte ich ihm meine Vermutungen nicht, was zur Folge hatte, dass er mit einem Kopfschütteln mein Misstrauen verwarf: «Man darf nicht zu früh urteilen über einen Menschen, den man vor einer Stunde noch gar nicht gekannt hat!» Diese Belehrung eines einstigen Schülers bewirkte eher das Gegenteil von dem, was damit beabsichtigt war. Meine Vermutung schien mir Recht zu geben, als in einer Nacht die eine Seite meines Bettes im Innern zusammenbrach. Ich hatte in meiner Wolfsgrube für den Rest der Nacht Gelegenheit, das Gerüst meines Misstrauens weiter aufzubauen. «Jesses!» rief sie ausser Fassung am Morgen, als ich ihr meinen Unfall vorwies, «wer soll diesen Schaden wieder heilen?» Aber am Abend stand mein Bett in seiner frühern Würde an der Wand, und die Wirtin nannte, ohne mit der Wimper zu zucken, den Betrag, den der Tischler sollte gefordert haben: «Fünfundzwanzig Mark!» Ich bezahlte die Kosten und hatte einen neuen Grund zu meinem Verdacht. Mein Freund Arthur behauptete zwar, den Schaden hätte er selber gut machen können, ohne Kosten. Eine schlecht geleimte Leiste neu befestigen! Aber immerhin, die Kosten liess er gelten: Ein Tischler in der Stadt Berlin sei kein Landschreiner, und jeder Arbeiter sei seines Lohnes wert.

So ging die Sache weiter, und das Neue ereignete sich: Als ich eines Abends heimkam, fehlte mir meine letzte Hundertmarknote. Sie lag doch sonst wohlgeborgen in meiner Brieftasche, und ich sah sie noch im Geiste deutlich auf der Bettdecke liegen neben zwei Fünfmarkscheinen, da ich am Morgen Kassasturz gemacht hatte. Nun sollte niemand mehr kommen und sagen, es gehe mit rechten Dingen zu. Aber mein Freund Arthur hatte die Kühnheit, mir ins Gesicht zu behaupten, ich hätte die Note wohl verloren. Er warnte mich davor, bei der Mietfrau etwas von dem Verluste verlauten zu lassen. Dafür schlug er mir vor, gemeinsam auf die Suche zu gehen. Und wir gingen, wir traten bei «Aschinger», wo ich oft speiste, an die Kasse und fragten bescheiden, ob hier eine vermisste Hunderternote abgegeben worden sei. Und wir taten das Unglaubliche, wir bückten uns unter den Tisch, wo ich heute gesessen. Dasselbe geschah im «Kempinskj». Immer derselbe Bescheid: «Nee! Wir haben ehrliche Gäste, die Gefundenes abgeben.» Mit hängenden Köpfen gingen wir selbander auf mein Zimmer: «Jetzt frage ich bei der Mietfrau!» Arthur beschwor mich zu schweigen; er sah eine fürcherliche Szene voraus, wenn ich einen Verdacht äusserte. Ich schwieg und brachte eine schlaflose Nacht zu.

Die Sache endete ganz einfach und ohne jede Sensation. Als ich am andern Tage, dem Tage, da die Vermieterein mein Zimmer aufräumte, auf dem Pult unter dem Briefbeschwerer meine Hunderternote fand. Hinter meinem Bette habe die Note gelegen. Sie schaute mich seltsam an, als ich ihr immer wieder die Hand drückte. Nach Weihnachten, wie ich aus den Ferien nach Berlin zurückkehrte, brachte ich der Witfrau eine seidene Bluse. Und sie behauptete, mit Tränen in den Augen, die Bluse sei noch schöner und feiner gefältet als diejenige ihres weiland so verehrten Herrn Barons aus der Schweiz.

E. F. Vollenweider

BEGEGNUNG MIT DER ANGST

Er roch die Angst.

Es war eine kriechende, würgende Angst. Sie schien ihm aufgelauert zu haben wie ein unsichtbarer Gegner, der sich im Zimmer verborgen hält. Er knipste die Taschenlampe aus und presste sich an die Wand, dicht neben die Türe. Sein Herz klopfte bis zum Halse hinauf. Horch! Wieder hörte er die Schritte. Lang, kurz. Der Mensch, der sich draussen vorwärtsbewegte, hinkte. Es musste der Hauswart sein, denn ausser dem Geräusch der Schritte vernahm man das Klirren eines Eimers, welchen der Hinkende in der Hand schlenkerte. Aber Hohmann hatte ihm nicht gesagt, dass der Hauswart hinke. Dabei schien es ihm plötzlich sehr wichtig. Unheimlich, diese Schritte. Als ob